

Bericht über die 25. Internationale Altkatholische Theologenkonzferenz vom 2.-7. September 1985 in Warschau

Autor(en): **Nickel, Edgar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue
internationale de théologie**

Band (Jahr): **76 (1986)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-404707>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**Bericht über die
25. Internationale Altkatholische Theologenkonzferenz
vom 2.–7. September 1985 in Warschau**

Verkündigung des Evangeliums in einer gewandelten Welt

Was verstehe man unter einer gewandelten Welt, so fragten sich die Vertreter der alkatholischen Lehrkörper bei der Vorbereitung dieser Konferenz. Sicher wird damit die immer stärker voranschreitende Säkularisierung gemeint. Muss jedoch ein Bewusstwerden des Weltauftrags, ein Mündigwerden des Menschen gegenüber einer jahrhundertelangen, oft geradezu unerträglichen Bevormundung durch die Kirche von vorneherein negativ gewertet werden? Haben nicht gerade Altkatholiken in ihrem Rekurs auf Gewissensfreiheit und Mündigkeit der Laien, auf Verantwortung des Glaubens und Mitbestimmung in der Kirche, an diesem Säkularisierungsprozess mitgewirkt?

Ist andererseits die Verkündigung des Evangeliums eine unwandelbare Grösse? Entfaltet sie nicht unter der Einwirkung des Heiligen Geistes ihre eigene Dynamik? Die Bemühungen alkatholischer Theologen und Kirchenmänner – Frauen durften vor hundert Jahren noch wenig sagen, waren weder wählbar noch stimmberechtigt, auch hierin zeigt sich ja ein positiver Wandel – in Predigt, Katechese und vor allem im Gottesdienst, die gültigen Wahrheiten des Evangeliums ihrer Zeit verstehbar zu machen, sind ein glaubwürdiges Zeugnis für Möglichkeit und Notwendigkeit einer zeitgemässen Verkündigung.

Weiter musste man sich fragen, ob unsere Welt noch eine homogene Grösse darstelle. Klaffen nicht zwischen unserer pluriformen westlichen Lebenssphäre und der geschlossenen Welt des Ostens Abgründe des Verstehens und der Eigenentwicklung, die sich gerade im Bereich des Glaubens niederschlagen müssen?

Schliesslich war es notwendig, den Tagungsort ins Auge zu fassen. Erstmals in ihrer über dreissigjährigen Geschichte konnte die Konferenz in einem Land des Ostens stattfinden. Wenn auch polnische Theologen an früheren Konferenzen teilnahmen, waren die Kontakte zu gering, um Unsicherheiten darüber zu beseitigen, ob die Durchführung des Konferenzthemas auch die Situation unserer polnischen Schwesterkirche traf.

So sollte diese Konferenz sich besonders dem Kennenlernen und den Kontakten zu der gastgebenden Kirche öffnen und sich in Arbeitsweise und wissenschaftlichen Ergebnissen zurückhalten. Manche Teilnehmer vermissten später eine mangelnde Dichte theologischer und vor allem neuer Erkenntnisse. Vielleicht haben sie – wenn sie vornehmlich mit solchen Erwartungen nach Warschau kamen – sich um die Vielfalt neuer Eindrücke und deren gründlicher Verarbeitung betrogen.

Trotz der Fülle anderweitiger notwendiger Programmpunkte wurde dennoch eine solide wissenschaftliche Arbeit geleistet. Das zeigen die Referate und manche Momente der Aussprache. Konferenztouristen ohne höhere Ansprüche an thematischer Erarbeitung kamen sicher nicht auf ihre Kosten.

Einig werden sich die Teilnehmer dieser 25. Theologenkonzferenz darin sein, dass das Umfeld bestimmend war, in dem man sich befand. So darf es erlaubt sein, eine Umfeldbeschreibung dem Bericht über die theologische Arbeit voranzustellen.

A. Umfeld Polen

Trifft man vor Konferenzbeginn fremd und unerwartet in einem unbekanntem Land ein, so sind die ersten Gehversuche naturgemäss zögernd. Initiativen sollen jedoch ergriffen werden, es gilt, Gefühle von Fremdheit abzubauen, zu verstehen, und so fängt man an, die neue Umwelt zu erobern. Durch anfangs etwas grau und eintönig wirkende Grossstadtstrassen findet man sich zur Altstadt Warschaus durch, und mit einem Mal stellt sich Faszination ein. Was ist das doch für eine ansprechende, schöne Stadt! Der erste Kaffee im «Krokodil» auf dem Altstadtmarkt wird getrunken. Man lässt die Atmosphäre auf sich wirken. Sind diese so von Patina gesättigten Renaissancebauten tatsächlich erst 40 Jahre alt? Man will es kaum glauben, erhält aber einen Eindruck von dem Lebenswillen dieses Volkes, seinem nationalen und historischen Empfinden. Will man das übersehen oder sich gar in westlicher Überheblichkeit davon abwenden, wird man weder diesem Volk noch unserer altkatholischen Schwesterkirche gerecht, die sich bewusst und selbstbewusst polnisch-katholisch nennt.

Nach den ersten Eindrücken in einer Stadt, die man je länger je mehr lieben lernt, wird der Kontakt mit der gastgebenden Kirche aufgenommen. Dieser erweist sich als geradezu umwerfend herzlich und

gastfreundlich. Wir werden in ein modernes Villenhaus am Stadtrand geleitet, wo gerade die Internationale Bischofskonferenz zu Ende gegangen ist. Hier befindet sich das Zentrum jenes kirchlichen Sozial- und Hilfswerkes (Polskat), das für alle Kirchen Polens charakteristisch ist. In diesen Werken werden eine Reihe von Betrieben unter kirchlicher Regie zusammengefasst, von deren Gewinnen die Kirchen leben. In den folgenden Tagen werden wir noch eine Reihe weiterer Häuser unserer Kirche kennenlernen: die Residenz des leitenden Bischofs Tadeusz Majewski in der Innenstadt mit ansehnlichen Büroräumen und einer Hauskapelle, das Haus der Presse mit der Redaktion der lebendigen Wochenzeitschrift «Rodzina», des Jahrbuchs und anderer Publikationen. Am Ende der Woche wird aus dem Kreis der Teilnehmer spontan der Wunsch aufbrechen, als Dank für die grosszügige Gastfreundschaft zu Spenden für neue Druckmaschinen aufzurufen.

Schliesslich wird die Konferenz eine Woche lang im Haus der Kirche tagen, einem gerade fertig gewordenen ansprechenden und zweckmässigen Neubau in der Nähe der Kathedrale in Warschau vornehmer Wohngegend. Wenn man bedenkt, dass die meisten dieser Projekte erst in den letzten Jahren verwirklicht werden konnten, ist das Ergebnis beeindruckend, zeugt für die Lebenskraft der Kirche und lässt für die Zukunft hoffen. Ideenreichtum, Geschick und Tatkraft von Bischof Wiktor Wysoczanski, dem Leiter von Polskat, ist diese Aufbauleistung vor allen zu verdanken.

Nun sind äussere Aufbauleistungen sicher Zeichen von der Tatkraft einer Kirche, überzeugen von ihrer Lebenskraft können jedoch stärker Momente ihrer Spiritualität. Wäre es nach unseren Gastgeber gegangen, wir hätten eine Vielzahl von Gemeinden kennenlernen können, um dort auch Gottesdienste mitzufeiern. Da es sich bei den Weiten des Ostens jeweils um Tagesreisen gehandelt hätte, mussten wir dieses grosszügige Angebot leider ablehnen. So zeigten sich Stil und Frömmigkeit unserer Schwesterkirche den meisten Teilnehmern beim Eröffnungsgottesdienst, von Bischof Majewski als feierliche Vesper gestaltet, während derer ein moderner Kreuzweg gesegnet wurde, der Eucharistiefeier am ersten Konferenztag und dem Gemeindegottesdienst am letzten Sonntag.

Zusätzlich darf ich meine Eindrücke vermitteln, die ich am Sonntag vor der Konferenz bei der Einweihung der neuen Kathedrale in Tschenstochau hatte. Hierzu hatten Busse aus der näheren und weiteren Umgebung Gläubige und Priester zusammengebracht. In den

noch nicht ganz fertigen Kirchenbau konnte darum auch nur ein Bruchteil der Teilnehmer Aufnahme finden. Für die vielen Tausenden vor der Kirche ergab sich eine Mischung von frommer Teilnahme, religiösem Volksfest und Gesprächskontakten – bei der Länge des Gottesdienstes von drei Stunden durchaus verständlich. Einem durch zwei Liturgiereformen (Thürlings und 2. Vaticanum) geprägten Theologen kommt die dort gefeierte tridentinische Ordnung natürlich fremd und steif vor. Unwillkürlich denke ich: Ja, so hast du vor dreissig Jahren auch zelebriert. Die lebendige Wärme und Religiosität der Gläubigen wiegt diese Eindrücke aber auf. Eine Vorliebe für sentimentales Liedgut – vor allem von einem Jugendchor dargeboten – darf nicht verschwiegen werden. Der Gemeindegang, von echtem Gefühl getragen, wird im Lauf der Zeit immer vertrauter und weckt Reminiszenzen an meine östliche Heimat.

Als ich mir die Topographie von Tschenstochau vergegenwärtige, erkenne ich, dass die soeben von uns festlich geweihte Kathedrale an dem Ende jener Strasse liegt, die auf das Nationalheiligtum der Polen, die Schwarze Madonna im Paulinerkloster von Jasna Gora, führt. Ist das nun ein Zeichen räumlicher Trennung trotz innerer Nähe jener beiden Kirchen, die doch in erster Linie polnische Kirchen sind? Für beide ist doch die Liebe zum Vaterland und zur Gottesmutter bestimmend. Auch unter altkatholischen Devotionalien finden sich Rosenkränze und Medaillen der Schwarzen Madonna.

Die Gottesdienste in der Kathedrale erfuhren im Laufe der Woche – wohl auch unter dem Eindruck der vielfältigen liturgischen Ausdrucksformen der jeweiligen Kirchen – manche Öffnungen. Besonders spürte ich das beim Gottesdienst der Sonntagsgemeinde. Hier fanden eine Reihe von Gesängen aus der Woche ihre Aufnahme. In meiner Predigt über das Pauluswort «Einer trage des anderen Last, so erfüllt ihr das Gesetz Christi» konnte ich den Dank für die herzliche Gastfreundschaft ebenso aussprechen wie auf die Lebendigkeit der christlichen Gemeinden als Auftrag der alten Kirche an uns heutige Christen hinweisen. Gerade so nahestehende Kirchen, wie die der Utrechter Union, sollen einander Lasten abnehmen und mittragen. Das bedeutet kein starres Gesetz, sondern wird aus der Lebendigkeit des Heiligen Geistes gestaltet, der Namenspatron der Warschauer Kathedrale ist.

Bei dem Festbankett, zu dem uns die Gastgeber einluden, konnte Katharina Nickel für die Konferenz Bischof Majewski und seiner Kirche für die herzliche Gastfreundschaft danken. Die einzelnen Dozen-

ten der eingeladenen Kirchen überreichten als Zeichen dieses Dankes Buchgaben aus ihrem Fachbereich für Theologiestudenten in Polen.

Die Dozenten hatten auch Gelegenheit, die Theologische Akademie in Warschau zu besuchen, wo sie von Rektor Jan Niemszyk freundlich empfangen wurden. Ausführlich konnten wir uns über Studiengang und Ausbildungsmöglichkeit an jener Hochschule informieren, die vom Staat unterhalten wird und als theologische Fakultät für alle nicht-römisch-katholischen Studenten den Fakultäten der Universität gleichrangig als Lehr- und Forschungsstätte gegenübersteht.

Als Deutscher hat man – wie sonst wohl nur in Israel – das Empfinden, in diesem Land auf einem besonderen Boden zu stehen. Dies trifft besonders an einem 1. September zu, jenem Tag, an dem sich zum 46. Mal der Überfall auf Polen jährt. In Tschenstochau wird an diesem Tag nicht nur unsere Kathedrale, sondern auch ein Denkmal für die Opfer des Zweiten Weltkrieges eingeweiht, der dem polnischen Volk die Vernichtung von Millionen seiner Bürger, vor allem solcher jüdischen Glaubens, aber auch des grössten Teils seiner Intelligenzschicht brachte. Am Nachmittag legte eine Delegation unserer Kirche dort einen Kranz nieder und sprach Gebete. Ich hatte die Ehre, zusammen mit polnischen Mitbrüdern diesen Kranz niederzulegen, eine Geste, die mich stark berührt hat. Als wir vom Denkmal zurückgingen, klatschte die anwesende Bevölkerung spontan Beifall.

Der letzte Konferenztag war einer Exkursion nach Auschwitz und Krakau vorbehalten. Bewusst war diese Reihenfolge in ihrer Priorität von dem Vorbereitungsgremium so gewünscht. Galt es doch, sich jenem Schrecken zu stellen, der in dem Namen Auschwitz eine ständige Anfrage an die Menschen unserer Zeit aufrecht erhält, wie so etwas möglich sein konnte. Auch die Konferenzfrage nach der Verkündigung trifft unsere gewandelte Welt nach Auschwitz. Zu deutlich bleibt die Anfrage Dorothee Sölles im Gedächtnis, wie nach Auschwitz noch unreflektiert gesagt und gesungen werden könne «Lobe den Herrn, der alles so herrlich regieret».

So gingen auch wir beklommen durch die Lagerstrassen von Auschwitz und standen vor der Todesrampe von Birkenau. Wenn dann noch ein holländischer Konferenzteilnehmer angesichts einer Kofferaufschrift unter den vielen schrecklichen Depot-Utensilien ausruft: «Den kannte ich doch, das war der Arzt meiner Eltern», dann geht dies noch mehr unter die Haut.

An den Gedenkstätten legten wir Blumengebinde nieder, eine veröhnliche Geste. Polen lieben Blumen. Überall sind sie vorhanden

und werden verschenkt. Wenn wir zu den Gottesdiensten einzogen, gaben uns die Menschen Blumen in den Arm. Bisweilen hatten wir alle Arme voll zu tragen. Blumen sind Zeichen des Lebens und der Hoffnung. Sie sagen uns in Auschwitz, dass wir den Schrecken nicht vergessen sollen, sondern daran wirken, dass unsere Welt und die Lebensbedingungen auf ihr liebenswerter werden. Auch das ist Verkündigungsauftrag.

Unsere Gäste führten uns zum Mittagsimbiss in den Ort Auschwitz. Mir war es nie klar, dass es einen friedlichen Ort gab und gibt, der diesen furchtbaren Namen trägt und in dem Menschen wohnen.

So war es erfreulich, auf dem Weg nach Krakau auch den Geburtsort jenes Mannes zu besuchen und in unserer Kirche dort für ihn zu beten, der die polnisch-katholische Kirche in Amerika begründete, die ja die Mutterkirche auch für Polen ist, Bischof Franciszek Hodur.

Zu Krakau, der alten Krönungs- und Königstadt, wäre viel zu sagen. Zu kurz war auch für uns die Zeit, alles aufzunehmen. In Erinnerung bleibt die grossartige Kathedrale mit den Königsgräbern, aber auch jenem des Diktators Marschall Pilsudski, stets voller frischer Blumen. Vor unserem Blick liegt die stolze Königsburg, der Wawel. Welchem Konferenzteilnehmer war es wohl noch bewusst, dass ausgerechnet ein Altkatholik in ihr als Usurpator, der Generalgouverneur Hans Frank, in jenen unseligen Jahren herrschte?

B. Inhaltsbestimmung

a) Die Themen

Es kann bei der thematischen Beschreibung der Konferenz wirklich nur darum gehen, Umrisse zu skizzieren und einigen Gedankenlinien nachzugehen. Das Gewicht der Beiträge hätte es verdient, in der IKZ Aufnahme zu finden. Die Konferenz entschloss sich für eine Begrenzung auf die beiden Referate, die informatives Neuland erschlossen.

So finden sich die Beiträge von Dr. Balakier und Dr. Parmentier in dieser Nummer der IKZ. Das polnische Referat lässt uns in eine weit hin unbekanntes geistesgeschichtliche Welt blicken. Zu sehr ist für uns der polnische Katholizismus mit der Kirche Roms verzahnt, als dass wir eine sich durch die Jahrhunderte hindurchziehende Sehnsucht nach einer polnischen Nationalkirche vermuten würden. Dass manche sich an ihrer Spitze einen polnischen Papst wünschten, mag skurril an-

muten. Ob solche Sehnsucht durch den polnischen Papst an der Spitze der Weltkirche ihre Erfüllung gefunden haben mag, sei dahingestellt.

Dr. Parmentier gewährt uns Einblick in die Werkstatt der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung (Faith and Order) und beschreibt deren zukünftige Arbeit. Wenn die kommende Theologenkongferenz 1987 mit dem Thema «Gemeinsames Bekenntnis und Einheit des Leibes Christi» sich Gedanken über den apostolischen Glauben machen wird, nimmt sie genau an der Arbeit dieser Kommission Anteil.

Prof. Stalder geht in seinem Grundsatzreferat über die Verkündigung des Evangeliums von der sprachlichen Bedeutung des Wortes Evangelium aus, dessen Übersetzung mit «froher Botschaft» unpräzise ist. Es geht nämlich um die Nachricht von einem Ereignis, das dem Empfänger der Nachricht Freude bereitet.

So ist auch das Evangelium zu sehen, wobei es sich auch bei Paulus deutlich herausstellt, dass das ganze Christusereignis und nicht nur die Verkündigung Jesu die frohe Botschaft ausmacht.

Uns bereitet es Schwierigkeiten, dass dieses Ereignis weit in der Vergangenheit liegt und nur durch historische Forschungen erreicht werden kann. Hierbei ist nun die Methodenfrage zu beachten, wobei das Analogieprinzip Anwendung finden muss, wonach alle Quellen mit unseren heutigen Erfahrungen bewertet werden müssen. Es wäre falsch, diese historischen Quellen als objektive Gegebenheiten unserem subjektiven Glaubensverständnis gegenüberzustellen. So tat es Bultmann, der das Christusereignis allein der Welt des Glaubens zugeordnete. Historische Forschung kann durchaus etwas zum Glauben beitragen, so dass dieser nicht im Bereich blosser Subjektivität verbleibt.

So kann Paulus den Korinthern (1. Kor. 1,30) nahezu 20 Jahre nach dem Tode Jesu schreiben, dass sie in Christus Jesus aus Gott sind. Dabei geht es nicht um Gedanken und Ideen, sondern darum, dass die Korinther durch Jesus etwas erfahren, nämlich Gerechtigkeit und Partnerschaft im Gottesbund. Solche Aussagen und Erfahrungen ziehen sich durch das gesamte Neue Testament und geben Zeugnis von existentieller Heilserfahrung.

Die Problematik der Überwindung der Zeitkluft tritt in ein anderes Licht, wenn man beachtet, dass alle Wörter, mit denen Heil ausgedrückt wird, Relationsbezeichnungen sind. «Sohnschaft», «Erbe», «Kirche» drücken keine biologischen Sachverhalte, sondern Rechtsbeziehungen aus. Im Neuen Testament besteht das durch das

Christusereignis begründete Heil in der Herstellung bestimmter Relationen zwischen Gott und den Menschen.

Auch das Alte Testament kennt eine solche Ontologie. Wenn bei der Erschaffung der Welt der Mensch als Bild Gottes beschrieben wird, so wird er dadurch nicht zu einem Gegengott, sondern hierin drückt sich die enge Beziehung zwischen Gott und Mensch aus. Dabei geht der Mensch nicht in Gott auf, sondern er bleibt eigenständiger Partner, der in Freiheit Antwort geben, sich verantworten kann. So kann das Referat das Resümee ziehen: «Alles Sein ist ein System von Beziehungen, in dem jedes einzelne seinen Kranz von Unterbeziehungen besitzt, der sein Wesen ausmacht.»

Gott steht seit der Schöpfung konstitutiv in einer Beziehung zur Welt, die von Anfang an ein Weg Gottes zum Kreuz ist. Das Alte Testament ist eine Dokumentation der Gott-Welt-Beziehungen und ihrer jeweiligen Veränderungen.

Im Christusereignis erhält dann diese Beziehung seine tiefste Tiefe und höchste Fülle: die Identifikation Gottes mit den Menschen. Aber in Christus wurde erfüllt, was von Anfang an geplant und im Gange war, und somit kann es keine Zeitabgründe zwischen dem Heilsereignis und seinen Folgen geben.

Die Wirklichkeit dessen, was im Neuen Testament als Evangelium verkündet wird, tritt darum in allem zutage, was uns immer begegnet. Durch sachgemäße Interpretation der Welt und des Lebens von heute wird es als Gegenwartswirklichkeit verkündet.

Da sich diese Verkündigung mitten in diesem bösen Äon vollzieht, kann sie sich nur als Kampfinderpretation darstellen. Der in der Bibel oft zitierte Kampf des Glaubens ist der Kampf um die Frage, was Wirklichkeit ist.

Diese Kampfsituation bedeutet kein Gleichgewicht zwischen Gut und Böse, da das Böse keinen Existenzgrund in sich besitzt und nur durch Missbrauch des Guten mächtig werden kann. Der Verkündiger hat die Aufgabe zu prüfen, welches das Gute ist, das vom Bösen missbraucht wird, aber durch Christus bewahrt bleibt.

Schwierig bleibt es für uns, dass wir durch Schule und Elternhaus ein Verständnis der Welt mitbringen, in dem Gott nicht vorkommt. Wir beurteilen Gut und Böse nach innerweltlichen Maßstäben und übersehen, dass Gott vordergründig eigennützige Beweggründe des Menschen benutzen kann, damit Gutes gewirkt wird. Sehen wir dieses Wirken Gottes in der Umwelt nicht, bleibt das Christusereignis in fernere Vergangenheit.

Gelingt es dem Verkündiger, sein persönliches Verhältnis zu Gott deutlich werden zu lassen und Gott als erfahrbar in unserer Welt zu bezeugen, erweist sich diese Gotteserfahrung durch punktuelles Handeln als glaubwürdig, dann kann das Evangelium als in der Welt anwesende Wirklichkeit erfahren werden.

Wenn Gottesdienst seinen Verkündigungscharakter in der Welt von heute deutlich machen will, kann das nur von der Tatsache her geschehen, dass der ganze Gottesdienst und nicht nur der Teil des Wortgottesdienstes Verkündigung ist. Von dieser Grundlage her lotet Dr. Kraft in seinem Referat in die Welt des Neuen Testaments und findet in der bekannten Paradosisstelle des 1. Korintherbriefes eine Bestätigung. Paulus hat nicht durch Rede, sondern durch die Feier des Herrenmahles in den Gemeinden erfahren, was bei ihm Geltung hat und auch in Korinth Geltung haben muss: Die ganze Feier des Herrenmahles verkündet den Tod des Herrn, bis er wiederkommt (1. Kor. 11,26).

Diese Verkündigung hat sich aber in der Brüderlichkeit der Gemeinde zu erweisen. Deshalb die harten Tadelsworte des Apostels über die Gemeindesituation in Korinth. Die Teilhabe am Leibe Christi im Brechen des Brotes spiegelt sich im Alltagsleben der Gemeinde als Einheit und Teilen wider.

So kann diese Gemeinde wie das Berakah des Alten Bundes auch in ihren Preces Eucharisticae die grossen Taten Gottes verkünden, wobei das ganze Eucharistiegebet und nicht nur der Stiftungsbericht zum Memorial dieser Verkündigung der Grosstaten gehört.

Bei Hippolyt und späteren Zeugnissen altkirchlicher Eucharistiefeier weitet sich in der Entfaltung der Eulogie die Verkündigung durch den Gottesdienst zu einem Glaubenszeugnis aus. In der Epiklese wird dabei deutlich, dass die Kirche nicht aus sich selbst zu handeln vermag, sondern allein aus der Schöpferkraft des Gottesgeistes.

Die Anamnese wiederum verdeutlicht, dass es nicht nur um einen kognitiven Akt gehen kann, sondern dass Gedenken und Handeln innerlich verknüpft sind und so Gottes Heilstaten präsentisch werden. Die eucharistische Feier versetzt den Gläubigen in die Gegenwart Jesu und vermittelt ihm lebendige Erfahrung. Im Vollzug dieser präsentischen Anamnese geschieht wirksame Verkündigung.

Auch die klassischen Orte der Verkündigung, Schriftlesung und Predigt, vermitteln nicht Nachrichten und fromme Rede, sondern die Aussage, dass Gottes Taten heute weiter wirken.

Das Referat führt aus, dass in Wortgottesdiensten, Gebetsgemein-

schaften und den Feiern der anderen Sakramente Verkündigung von Gottes Gegenwart in der Welt und im Leben des Menschen geschieht. Allerdings werden Kirche und Gemeinde nirgends dichter erfahren als in der stiftungsgemässen «würdigen» Versammlung zum eucharistischen Gottesdienst.

Wie stellt sich diese Verkündigung in der Welt von heute dar? Sie ist nicht mehr die geschlossene Gesellschaft, in der sich die altkatholischen Väter von 1870 bewegten. Es gibt vielfache Auflösungserscheinungen, die vor allem vom religiösen Individualismus und Subjektivismus bestimmt werden. Die Privatisierung des Christseins lässt die Kirche eine primär geistliche Gemeinschaft, den Gottesdienst eine Darbietung, wie ein Konzert, werden. Der Christ wird zum Kunden, der religiöse Angebote konsumiert.

So ergeben sich Probleme für die Verkündigungsdimension des Gottesdienstes. Erstarrte unbegreifliche Zeremonien, die nicht mehr aus sich verstanden und spontan vollzogen werden können, sind neuzugestalten. Dabei können vermeintliche Vereinfachungen bisweilen verhindern, dass der Gottesdienst «sprechen» kann.

Würde ein moderner Skeptiker unsere Gottesdienste besuchen, sollte er spüren, dass er auf Leute trifft, die sich freuen, im Hause des Herrn miteinander zu sein, die eine Sache tun, die alle angeht, die sich als Versöhnte annehmen und die überzeugt davon sind, dass die Sache Jesu weitergeht, man darum Hoffnung haben dürfte, weil man auf Leben in Fülle (Joh. 10, 10) getroffen ist.

Der altkatholische Auftrag hat in den Reformen von Adolf Thürlings schon vor über 100 Jahren diesen Forderungen Rechnung getragen. Daraus sind Konsequenzen zu ziehen. So kann die Stunde Gottesdienst am Sonntag – oder gar an einem Sonntag im Monat – nicht länger als ausreichende Konzentration des christlichen Lebens angesehen werden. Die Einbettung des Herrentages in das tägliche Gebet der Tagzeiten ist dabei besonders zu beachten. Wochentagsgottesdienste sollen – auch im kleinsten Kreise – angeboten werden. Die tägliche Bibellesung, das tägliche persönliche Gebet, öffnen Wege zum stärkeren Verständnis dafür, was wir im Gottesdienst erfahren.

Letztlich darf Gottesdienst als Verkündigung in der Welt von heute nicht zu einer liturgischen Insel der Seligen werden, sondern muss angesichts einer unübersehbaren Not in der Welt zum Miteinanderteilen drängen.

b) Das Gespräch

Nicht nur die Welt hat sich in den über 100 Jahren seit der altkatholischen Vätergeneration gewandelt, von einer geschlossenen Gesellschaft zur Pluriformität, auch die Kirchen der Utrechter Union zeigen heute keine Geschlossenheit mehr. Wahrscheinlich haben sie das nie getan. Die falsche Vorstellung von Konfessionsblöcken in der Vergangenheit hat uns nur den Blick verstellt und das Wunschbild einer kleinen altkatholischen «Weltkirche» suggeriert, die es so nie gab.

Den Teilnehmern wurde das an der starken nationalen Komponente unserer Schwesterkirche in Polen ebenso bewusst wie in dem schmerzhaften theologischen Ringen um die verschiedenen Interpretationen altkirchlicher Ekklesiologie bei der Frage gegenseitiger eucharistischer Einladungen gegenüber den Kirchen aus der Reformation.

So konnte in den Eingangsvoten der Konferenz Bischof Majewski von der Kirche der verschiedenen Traditionen sprechen, wobei aber stets die ganze Kirche zu sehen sei. Es käme darauf an, den guten Samen zu säen, aber auch die Ernte einzubringen, wobei gute Priester als Hirten für jeden Tag gebraucht würden. Ebenfalls rief Erzbischof Kok bei aller Pluriformität in unserer Zeit zur Besinnung auf die alte Kirche auf.

Bischof Majewski wandte sich bei der Eröffnung der 25. Theologenkonzferenz durch Katharina Nickel am Abend des 2. September an diese und wies auf ihre Verantwortung in der Vorbereitung und Durchführung der Tagung hin. Im Blick auf die schöne Tagungsstätte seiner Kirche meinte er, dass die Teilnehmer darin nicht nur Gäste, sondern Wirte sein sollten, damit am Ende alle zufrieden wären.

In seinem Bericht zur Lage der Kirchen der Utrechter Union wies Erzbischof Glazemaker erneut auf die verschiedenen Traditionen dieser Kirchenfamilie hin. Grosse Spannungen seien daraus in der Vergangenheit bis heute entstanden. Bis zum Gedenkjahr «100 Jahre Utrechter Union» im September 1989 gelte es, den Fragen nachzugehen a) der historischen Bedeutung des Entstehens und der Entwicklung, b) der ekklesiologischen Frage, ob es sich um eine Bischofskonferenz oder einen Bund von Kirchen handle, c) inwieweit die Situation von damals heute zu realisieren sei.

Er sprach dann vom Kongress 1986 in Münster und zeigte sich erfreut über die vorgesehene grosse Beteiligung der Jugend.

In der Frage der Beziehung zu den Mariaviten wäre eine Interkom-

munion kein Hindernis, wohl aber sei die volle Aufnahme in die Gemeinschaft noch nicht geklärt.

Die IBK habe die gegenseitige Einladung zu Eucharistie bzw. Abendmahl in Deutschland und anderen Ländern mit Kirchen aus der Reformation zur Kenntnis genommen und werte sie als Pastoralabkommen und nicht als Interkommunion. Eine internationale Kommission soll generell die Frage der eucharistischen Gastbereitschaft klären.

Die Weiheriten seien abgeschlossen und freigegeben, hinsichtlich des Limadokumentes sollte jede Kirche gesondert ihr Votum abgeben.

Der Erzbischof wies ferner auf das Wort der Kirche von Utrecht zum Papstbesuch in Holland hin und nannte die Internationale Friedenskonferenz, in deren Leitung Bischof Wysoczanski berufen sei. Mit einem Blick auf die Apostel der Slawen Cyrill und Methodius beendete er seine Ausführungen. Beide seien Brüder mit verschiedenen Begabungen gewesen. Im Grenzgebiet zwischen Ost und West belassen sie den Slawen ihre Eigenart. Die Toleranz und Verschiedenheit der Brüder könnte auch ein Vorbild für die IBK und die Theologienkonferenz sein.

Ein Blick auf die jeweiligen Arbeitsgruppen lässt erkennen, dass man es sich mit der Verkündigung des Evangeliums nicht leicht machen wollte. So spielte das richtige und das falsche Gottesbild eine Rolle. Es wäre zu leicht, den Menschen von Gott her ein heiles, glückliches Leben zu verkünden, denn Gott war auch in Auschwitz. Die Frage bleibe allerdings, ob mit der Verkündigung die Massen erreicht würden. Das von Prof. Stalder angesprochene Netz von Beziehungen wurde gegenüber einer zu stark betonten Gegenwart Gottes in Natur und Geschichte als hilfreich angesehen. Wichtig sei es auch, dass dadurch Verkündigung als Gemeinschaft und nicht subjektiv geschehe. Ebenso gelte es, das zu leben, was man verkünde. Dabei könnte man von Polen lernen, dass Verkündigung einfach sein dürfe, aus der Gemeinschaft komme und für die Gemeinschaft bestimmt sei. Tagesfragen seien zu berücksichtigen, die Politik dürfe nicht ausgeklammert werden.

In der liturgischen Verkündigung wurde auch gesehen, dass die Lieder in Polen mehr Emotionalität enthielten als im Westen. Andererseits müsse man feststellen, dass die christliche Symbolik nicht ohne weiteres für Fremde verständlich sei, für Gläubige jedoch nicht zu häufig erklärt werden müsste. Ziel sei es, dass Christen sich freuen, zur Eucharistie zu kommen. Immer wieder wird auf den Verkündigungsscha-

rakter der ganzen Gemeinde abgehoben. Die Verbindlichkeit der Gemeinde sei nötig und werde durch ständiges Gespräch über die Bibel oder einen diakonischen Einsatz, aber auch im Gottesdienst selbst gefördert.

Leider kamen in der Abschlussbesprechung etwas diffuse Töne in der Beurteilung der Konferenz und ihrer Thematik auf. Einige wenige fanden das anspruchsvolle Thema zu verkürzt, ja zu banal abgehandelt. Prof. Stalder stellte die Gegenfrage, ob die Konferenz mehr Information oder Gespräch über ein Thema sein sollte, wobei er den Akzent auf das Gespräch legte.

Eine von einer Gruppe geforderte Vorschaltkonferenz zum Kongress in Münster über die Frage der eucharistischen Gastbereitschaft wurde zwar mit einer schwachen Mehrheit angenommen, kann aber aus verschiedenen Gründen nicht realisiert werden. Dafür wird die Theologenkonzferenz 1987 die notwendigen Vorarbeiten für unsere Mitarbeit in der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung und deren Weltkonferenz über den apostolischen Glauben im Jahr 1989 zu leisten versuchen. Die Theologenkonzferenz 1988 soll sich ein Jahr vor der Gedenkfeier «100 Jahre Utrechter Union» mit der Situation und Bedeutung dieses Bundes von Kirchen befassen.

Edgar Nickel